Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 56 (1952-1953)
Heft: 5

Artikel: Der letzte Grossvater. Teil 12
Autor: Diebold, Bernhard
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664032

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der letzte Großvater

Bernhard Diebold 12

Man hatte offenbar durch Lambertz' Indiskretion erfahren, dass Lisbeth eine Gräfin war. Und Otto bekam es im Grand Guignol vom Kommunisten Zemp zu hören: er sei ein «feudaler Liebhaber». Im allgemeinen aber achtete Lisbeth die Freizeit Ottos und blieb sein guter Abendkamerad, schwatzte tapfer mit über die Privatskandale und Greuelmärchen, die im Grand Guignol zur Sprache kamen; oder die man im «Gugger» oder in der «Hohlen Gasse» las; liess auch hin und wieder etwas Abenteuerliches und Grossartiges aus ihrer Vergangenheit mehr oder weniger deutlich aufschimmern; und plazierte ihr Krokodiltäschchen derart auf Stuhl oder Tisch, dass man das in den Messingverschluss eingravierte Grafenkrönchen ganz deutlich sehen konnte. Ja, so ein bisschen eitel war Lisbeth nun allerdings. Otto machte sich seine Gedanken; und nicht nur über ihre Eitelkeit. Aber die Liebe war stärker als der Zweifel. Nur wenige Male hatte sie den Freund des Abends allein gelassen, wenn sie von interessanten Landsleuten eingeladen worden war. Sie kam aber von diesen Ausflügen schon vor elf nach Hause, um dadurch Otto zu beruhigen, der an seinem Kammerfenster ihr Heimkommen jeweils belauerte. Dann nickte sie ihm mit einem Handkuss zu und erzählte ihm erst am nächsten Abend ihre harmlos klingenden Erlebnisse.

Aber eines Nachts im späten August ging es umgekehrt. Da war es Lisbeth, die schon um halb zehn mit verweintem Gesicht und klopfendem Herzen am Fenster lag, um Otto zu erwarten. Und als seine Schritte endlich gegen elf Uhr durch das Feudaltor hallten und er um die Ecke beim Buchbinder herum im Gässchen erschien — da winkte sie ihm, zwei Finger auf dem Mund; zeigte nach oben zum Dach. Und wollte damit zu bedeuten geben, dass sie ihn in seiner Kammer besuchen werde.

Da begriff Otto, dass etwas Besonderes los sei. Zog die Schuhe aus. Schlich leise hinauf. Machte die Läden zu, damit man keinen Lichtschein sah. Steckte aber dennoch nur eine Kerze an. Liess die Türe angelehnt ...

Und dann rauschte es. Und sie erschien: auf leisen Hausschuhen, sonst jedoch vollkommen tagesmässig angezogen und im Gesicht mit Stift und Puder wie zum Ausgang fertig präpariert. Sie ging aber nicht aus, sondern warf sich, wie einst in jener schweren Julinacht, dem Otto an den Hals und weinte. Aber bald wurde erzählt ... geflüstert ... geküsst ... geliebt ... eine ganze lange Nacht.

Die Polizei beschleunigt eine Liebesnacht

Die Aufregung der Gräfin hatte ihre Vorgeschichte. Schon seit Tagen bereitete sich etwas vor. Unbestimmtes, Atmosphärisches, das sich erst zur Wolke sammelt. Es hatte sich nach und nach in den Lokalen herumgesprochen, wer sie war. Und zum Ueberfluss kam auch einmal in den Krähwinkel hinter'm Zeltweg ein Brief mit deutscher Marke «An Frau Gräfin Lobeck, Zeltstrasse», dass es Otto schwer wurde, den Alten die «Gräfin» als eine Verwechslung oder einen Schreibfehler auszureden; zumal Grossvaters Augen plötzlich nach innen blickten und sozusagen aus der Netzhaut ein Erinnerungsbild zum Gedanken machten: «Da hat doch einmal so ein Deutscher nach einer Gräfin gefragt ...?» Und jetzt, etwa vier Wochen nach der Erkundigung jenes Herrn Lambertz, sprach er endlich zur Grossmutter über den Zusammenhang. Selbstverständlich teilte sie entschieden ihres Mannes Misstrauen gegen eine mögliche Gräfin, die so armselig dahinten bei ihnen wohnte und doch so grossartig gekleidet ging mit ihren paar eleganten Fähnlein; und die immer so spät aufstand, als ob sie nichts zu tun hätte in der Welt, und das nötige Geld zum Leben ihr aus der Luft ins Portemonnaie hineinflöge. Dem «Fräulein Lobeck» hatte man die Kunstgewerbeschule noch geglaubt, obwohl dort allem Anschein nach am Vormittag nicht unterrichtet wurde. Nun, was ging es einen an. Man grüsste sich freundlich, das genügte. Aber einer plötzlich als «Gräfin» und «Frau» entpuppten Aftermieterin gegenüber war eine andere Ein-

stellung vonnöten. Denn die «Gräfin» hatte keine Kutsche und die «Frau» hatte keinen Mann! Zuerst wurde Otto mit vielen Fragen geplagt, bis er zugeben musste, dass sie ein Flüchtling sei und furchtbar sparen müsse; sich aber mit Hilfe einiger wohlhabender Landsleute, die sich in ähnlicher politischer Situation befänden, durchaus für einige Zeit hier halten könne. Da sei doch gar nichts weiter dabei in diesen wirren Zeiten. Aber die Alten fanden Lisbeth von da an noch viel zweifelhafter als bisher.

Der Buchbinder Rüegg, dem der Briefträger zuerst den Brief an die «Frau Gräfin Lobeck» gezeigt hatte, mit der Frage, ob diese Dame wirklich im Steinernen Winkel zur Untermiete wohne — erlaubte sich auf Grund dieses Wissens den hochinteressanten Gesprächsstoff vor Grossvater Weidmann aufzuführen: wobei er über ein Berliner Trambahnbillett sprach, das er auf seinem Freiluft-Kanapee gefunden habe, gerade am Tage, da die Gertrud ausgezogen sei — am Morgen nach jener Vollmondnacht, in der er so gegen halb drei Uhr die Schatten von Gespenstern oder Dieben im Gässchen geistern sah — und keine drei Tage vor dem Einzug des deutschen Fräuleins — oder «Frau» oder «Gräfin». Das alles ist sehr merkwürdig.

Niemand suchte einen deutlichen Kommentar zu äussern. Die Grossmutter aber kniff den Mund ein, runzelte die Stirne, als ob sie ein Schmerz im Kopf steche, und sagte mehr für sich als für die andern: «Dann hätte also doch die Gertrud nicht gelogen.»

Dem Grossvater aber entfuhr das Schimpfwort: «Dä chaibe Lusbueb!» Er meinte den Otto. Um jeder weiteren Erläuterung zu entgehen, wandte er sich von Rüegg und seiner Frau ab und ging zum Zeltweg vor, wo ihm aus einem hohen Mietshaus gegenüber sofort das Polenkind entgegenrannte.

Ueber Otto aber erging eine neue Lawine von dringlichen Fragen, zu deren Beantwortung er schlechthin log. Nein, er wisse nichts Näheres über die Gräfin. Und solange sie ihren Zins für die Kammer zahle und sich still und ordentlich aufführe, habe man kein Recht, sich über fremder Leute Dinge aufzuregen. Im übrigen habe er kein Verhältnis mit ihr, das sei nicht wahr. Das komme wohl nur aus der dreckigen Phantasie des Herrn Buchbinders da drüben. Aber er finde, sie sei eine grossartige Person, gerade weil sie ein Flüchtling sei. Und für Kunst zeige sie ein ganz besonderes Verständnis und fände manches gute Wort über seine Zeichnerei; was ihm besonders wohl tue, da er ja durch die eigenen Leute in seiner Lieblingsbeschäftigung wahrlich nicht gefördert werde. Das klang als Vorwurf. Aber kaum war es ihm entfahren, als Otto auch schon wusste, dass er nichts Dümmeres hätte sagen können zur Beschwichtigung der Alten. Denn die Kunst, gerade die passte ihnen nicht in ihre historische Solidität im Steinernen Winkel. Zu der unsicheren Dame aus Deutschland aber passte sie peinlich gut — nämlich die Kunst.

Am nächsten Abend fragte Otto die Gräfin nach dem Briefe, und woher der deutsche Absender ihre Zürcher Adresse erfahren habe. Sie errötete. Das sei wohl eine Intrigue, seufzte sie. Dieser Lambertz sei wohl ein gemeiner Kerl. Am Anfang habe sie ihm getraut. Aber heute wisse sie wahrhaftig nicht, aus welchem Grunde oder gar in welchem Auftrag er sie so vertrauensvoll angeredet und eingewickelt habe. Er gebe sich unter seinen hiesigen Landsleuten auch als Flüchtling aus. Aber er werde immer mehr als ein verdächtiges Subjekt betrachtet. Denn er fahre so viel nach Basel und erhalte immer Geld aus Deutschland. Ihr Vertrauen habe er sofort erschlichen, indem er ihr über ihren in einem deutschen Gefängnis schmachtenden Freund K. Auskünfte gegeben habe, die allerdings sehr traurig gewesen seien, aber doch soviel sagten, dass er am Leben sei und gesund. Aber es könne wohl passieren, meinte Lambertz, dass Graf Lobeck die momentan erträgliche Situation des K. bald erschweren werde; nur aus alter, wahnsinniger Eifersucht auf sie. Und dass Lisbeth gut daran täte, sich bald einmal zu einem Treffen mit dem Grafen zu verstehen — zu einem kurzen Rendez-vous, allerdings in Deutschland. Dann könne sie auch für K. ein gutes Wort einlegen, falls sie ein bisschen nett mit Lobeck sei ... nur so ein bisschen nett ... Schliesslich sei sie ja auch ganz unbesonnen in die Scheidung hineingestürmt, und kenne doch neben den Härten und Unannehmlichkeiten seines Herrenreitertums auch seine ganz vorzüglichen Qualitäten als Mann und Kavalier ... Solches habe Lambertz gesprochen, habe scharfe graue Augen dazu gemacht und immer deutlicher seine Vorschläge zu einer Zusammenkunft mit Lobeck präzisiert — was wohl darauf hinauslaufe, dass sie in irgendeinem Verfahren als Zeugin gegen K. gebraucht werde. Und dazu sei sie natürlich auch um der eigenen Sicherheit willen niemals bereit. Das habe Lambertz sehr deutlich bemerkt; und er beginne nun mit dem Gegenmittel, sie in der Schweiz unmöglich zu machen, durch Denunziation wegen Schwarzarbeit, hinsichtlich der dreissig Tippseiten,

die ihr der Dr. Morgenthaler in die Maschine diktiert habe; und dazu kämen noch Verleumdungen wegen schlechten Lebenswandels. Und es sei ihm wahrhaftig gelungen, die Zürcher Polizei auf sie zu hetzen ...

Ja, die Polizei. Heute abend um halb sieben Uhr sei einer da gewesen, erzählte Lisbeth, die da im Flackerlicht der Kerze neben Otto auf dem Bettrand sass, alles mit leisem Flüstern aus sich klagend. Von Lambertz sprach sie mit ehrlichem Abscheu. Aber wenn sie des Gafen Lobeck Namen nannte, schien sich ihr Blick wie hinter einem Traumbild zu verschleiern. Otto sah es wohl, doch konnte er's nicht deuten. Später erfuhr er dann von den Seinen das Nähere über den Besuch des Polizisten.

Es war der allen ältern Zürchern seit Jahrzehnten bekannte Kriminal-Wachtmeister Streuli, der in Zivil und mit seinem der Verbrecherwelt schon wie ein Warnungszeichen wohlvertrauten Stock mit Hirschhorngriff seine geheimen Dienste tat; und der eines Abends mit gutmütigem Gesicht, jedoch sehr lauter und geheimnisloser Stimme die Grossmutter Weidmann schon im Hausgang fragte: ob hier die Gräfin Elisabeth Lobeck, geb. Bestmann wohne, und wovon sie lebe; und wie sich diese Dame ohne Aufenthaltsbewilligung ihre Schweizer Ferien da weiter denke?

Die Grossmutter sagte: sie wisse das alles nicht. Den Grossvater konnte sie nicht rufen, da der alte Weidmann an jedem Abend zwischen sechs und sieben Uhr seinen Spaziergang machte, wie immer über die Plattenstrasse zum Polytechnikum hinauf und über den Hirschengraben zurück. Aber da kam gerade der Arnold heim, stellte sich gross und mächtig hin, und hörte nun von sich aus die Fragen des Beamten an, der mit seinem breiten Hut und seinem dicken Stock im Viereck der Türe stand. Er wisse nichts, sagte Arnold; aber er werde morgen seinen Sohn fragen.

«Frag ihn doch schon heute abend», meinte die Grossmutter.

Unwillig brummte Arnold: heute käme er zu spät heim; oder vielleicht gar nicht. Wegen dem Dienst. Vor morgen abend werde er den Otto wohl nicht zu sehen bekommen. Aber die Sache solle in die Hand genommen werden. Im übrigen aber habe diese «Gräfin», wenn sie schon eine sei, bisher pünktlich die Miete bezahlt und gebe ihm persönlich keinen Anlass zum Tadel; und auch die Grossmutter könne sicher nichts Nachteiliges gegen sie aussagen.

Das tat sie auch nicht auf den fragenden Blick des Beamten hin. Nein, ihre Mieterin verhalte sich ordentlich und rede kaum. Aber während Grossmutter Emma dieses Lob mit wenig Tonfall zugestand, machte sie ein bitterböses Gesicht dabei; dachte «Stille Wasser gehen tief», und litt darunter, dass sie die Gerti einmal eine Zigeunerin und Lügnerin gescholten hatte. Der Beamte ging und sagte: es komme dann morgen oder übermorgen an die Lobeck eine Vorladung; dann solle sie halt selber reden. Und hoffentlich die Wahrheit. Denn das sei immer das beste. Dann ging er, nach einer salutierenden Bewegung zum Hutrand hin.

Arnold lachte zu seiner Mutter hin: die Wahrheit sei noch lange nicht immer das beste; jedenfalls bei der Polizei zu allerletzt. Er zog sich jetzt im Esszimmer den Rock und die Schuhe aus, während er weiter sprach: die Deutsche da solle eben ihre Sache selber ausfressen, wenn etwas bei ihr nicht stimme. Und er habe es sich überlegt: dass der Otto auch nichts aussagen möge, was er vielleicht an Besonderem wisse; denn mit der Polizei solle man nicht paktieren, wenn's einem nicht selber an den Kragen gehe. Vor allem dürfe man den Grossvater nicht aufregen, wenn er um sieben Uhr vom Polytechnikum herunter heimkomme. Wozu brauche man ihn mit dieser unsicheren Affäre zu plagen, bevor sie reif sei. Die «falsche Gräfin» würde dann bei der Vorladung noch früh genug entlarvt werden. Für Arnold stand es nämlich fest, dass die Gräfin «falsch» war. Solange sie ihnen nichts tue, tue er ihr auch nichts ... Inzwischen hatte sich der Lokomotivführer Gesicht und Hände gewaschen und las jetzt hemdärmelig und in Hauspantoffeln die «Züri-Post», die auf Grossvaters Sekretär auf ihn gewartet hatte.

Die Grossmutter stimmte den ruhigen Ueberlegungen ihres Sohnes nur äusserlich bei. Das heisst: sie entgegnete ihm nichts. Sie hegte unbestimmte Rachegefühle gegen die Gräfin, die sozusagen schuld war an der Verleumdung ihrer Enkelin. Aber dem Grossvater wird sie so wenig wie Arnold von dem Besuch des Polizisten berichten; bis es gesagt sein muss, und «das frönd Mänsch» endlich auszieht, damit das Zimmer für Gerti wieder frei wird. Denn die muss doch wieder einmal kommen! Das ist doch gar nicht anders möglich! Sobald man einmal ihre Adresse erfährt, wird ihr die Grossmutter durch den Otto schreiben lassen: dass sie das mit der «Lügnerin» zurücknähme ... und überhaupt.

Der Grossvater kam vom Spaziergang schon bei halber Dämmerung zurück, worauf sofort gegessen wurde. Er fing von selber ein Gespräch über die Lobeck an. Wenn nur der Otto da mit der sich nicht verfinge. Er traue solchem Grafenpack nicht über den Weg. Eine Liebschaft mit einer Schweizerin wäre nicht halb so bedenklich wie mit solchen, die nirgends hingehörten. So redete der Alte beim Suppelöffeln langsam vor sich hin.

Mit Mühe hielt die Grossmutter ihr neuestes Wissen zurück. Der Arnold aber ass kräftig und kaute unaufhörlich und sagte weiss Gott auch nicht ein einziges Wort. Nur als das feine Hämmerchen des goldschimmernden Bronzemannes in der Uhr unter dem Glassturz achtmal die Glockenschale anschlug, erhob sich Arnold, zog Rock und Schuhe wieder an und sagte: er müsse noch ins Bahnhofbüfett wegen einer dienstlichen Erkundigung und einem Schoppen. Ja, wegen einem Schoppen, denn er habe grade einen höllischen Durst. Er kaute noch, während er sprach. Dann strich er sich den Schnurrbart, rief Adiö und ging.

Noch vor dem Ausgang in den Zeltweg begegnete er gleich hinter dem Toreck der eben heimkehrenden Lisbeth. Sie nickte zuerst. Er grüsste sofort und liess sie vorbei. Doch nach zwei Schritten wandte er sich um und rief gedämpft: «Nehmen Sie sich in acht. Die Polizei war da. Sie bekommen morgen eine Vorladung. Hoffentlich stimmt alles. Nur keine Angst. Also, gut' Nacht.» Und er zog den Hut und ging.

Aber Lisbeth stand wie vom Schlag getroffen vor dem Portal ohne Gitter, und stöhnte nur: «Der Lambertz, dieser Schuft ...» Und dachte: jetzt ist es aus. Jetzt weisen sie mich aus. Dann holt mich der Lobeck wieder. Und vor dem bin ich ja wehrlos ... in jeder Beziehung ... Ich kann ja den Halunken leider nicht so kräftig hassen wie er's verdiente ... Oh, sie hatte es gespürt, als sie seinen Brief las, auch wenn er nur aus fünf knappen Sätzen bestand ... Und dann beginnt die alte Hetzjagd wieder ... und womöglich sperren sie mich wegen dem K. noch ein ... Es ist zum Verzweifeln ...

Diese Verzweiflung brachte Lisbeth zum vollen Ausdruck, als sie dann unter der Dachschräge von Ottos Kammer ihr Herz ausschüttete. Sie weinte: «Du musst mich retten. Du musst alles tun, dass sie mich hier bleiben lassen. Vielleicht rettest du mir sogar damit das Leben ... Sie schluchzt auf, so laut, dass er ihr ängstlich die Hand vor den zuckenden Mund legt. Da umklammert sie ihn, küsst ihn plötzlich wild ins Gesicht, wo's trifft. Findet seinen Mund, und lässt nicht mehr ab, diese jungen heissen Lippen zu küssen, zu kosen, in sich einzusaugen. Sie wirft sich an ihn, der sie nun selber stark in die Arme presst, aufs Bett herniederzieht, und die verhaltene Leidenschaft von vielen Wochen frei werden lässt in Stürmen von Begier und Liebe.

Er bekennt unter leisen Seufzern, dass er sie liebe wie sein Leben. Und sie, in der Verwirrung ihrer Nerven, steigert sich ganz natürlich in eine Verliebtheit hinein, die aus dem echten Sympathiegefühl für Otto nun in ihr Blut schiesst, so dass sie ihn als Mann begehrt, ganz wie er sie als Weib.

Und als nach vielen Stunden der schönen heimlichen Nacht die Liebenden mit entspannten Körpern und wachen Seelen wieder der Drohung des Tages gedenken müssen und Otto sein Gehirn zermartert mit der seit Wochen ewig wiederholten Frage: «Was nun? Was tun?» — da schmiegt sich Lisbeth noch einmal mit aller Innigkeit an ihn, so dass ihre nackten Glieder die seinen eng umschlingen, den ganzen Leib umstricken und verankern. Und so leise und wie aus weiter Ferne tönt's in sein Ohr: «Mach mich zu deiner Frau ... Heirate mich ...»

Das Herz steht ihm fast still. Das singt wie eine Melodie des Himmels. Die Märchengräfin will ihn, den Otto Weidmann, zum richtigen Mann. Es ist ein Traum ... Ach Gott, durchfährt es ihn, es muss ein Traum bleiben. Denn das geht doch nicht, mit seinen zwanzig Jährchen ... ohne eine Stellung, die zweie ernähren kann ... unmittelbar vor dem Umsatteln in einen brotlosen Beruf ... Und dann der Grossvater ... und noch schlimmer die Grossmutter ... Nur an den Vater dachte er nicht. Der war ihm keine innere Instanz mehr, die für sein Gewissen gültig war. Mit ihm würde er schon fertig werden. Aber aus dem Grossvater sprach das Weltgewissen: ein gültiges Nein ... Auch hört er schon jetzt zum voraus das Gelächter der Kollegen aus der Gravierwerkstatt; und es ertönt ihm als ein Todesurteil der Vernunft gegen diese Ehe mit einer Gräfin, die mindestens fünf Jahre älter ist als er ... Jawohl, das ist sie, trotz ihrer Mädchengestalt und ihrer Unschuldsaugen, die damals in der Zaubernacht denen der Mutter glichen ... Ach, dass es nicht geht, dass man sein eigenes Glück verbauen muss!

Er presst die Geliebte an sich als wollte er sie ersticken. Aber er sagt kein Wort. Er will's nicht sagen.

(Fortsetzung folgt)